

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 17

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweiz mitgenommen und den Bernern geschenkt worden. Er wurde auf einer Bärenjagd in den weiten Wäldern eingefangen, wie er an der Leiche der erschossenen Mutter jämmerlich piepte. Das direkte Gegenteil des bösen „Sämu“, sanft, geduldig und folgsam scheint er immer noch der Mutter und dem Drama seiner Jugend nachzutrauen. Er besitzt ein ausgesprochen gutmütiges Gesicht, sein Betragen zeigt in allem etwas wie Melancholie. Es kann doch noch nicht ganz so schlimm sein auf der Welt, denn seine Talente werden gefräht und der Leumund ist einwandfrei. Der Bärenwärter sowohl wie die „Aufsichtsräte“ zeigen ihm die meiste Hochachtung und Zuneigung. Bei einem derart entgegengesetzten Charakter ist es verständlich, daß er sich mit seinem Partner nicht besonders gut versteht. Die zwei haben das Heu nicht auf der gleichen Bühne! Sie haben miteinander schon etliche handgreifliche Differenzen ausgeföhnt. Ein ausgeschlagener Zahn bei „Sämu“ und eine weggerissene Kralle bei „Niklaus“ sind für den Hitzegrad einer solchen Mensur gut sichtbare Merkmale. Für längere Zeit tun sie einander nichts mehr zuleide. Wie gewohnt brachte das Frühlingserwachen die Trennung. Sie wurden zum so und so vielsten Male wieder verheiratet. Das Paar „Sämu“ spaziert nun am Vormittag, der sanfte „Niklaus“ nachher. Es geht nicht anders. Ein gemeinsamer „Vereins-Ausflug“ würde in einem entsetzlichen, mörderischen Zweikampf enden, denn die männlichen Bären sollen verrückt eifersüchtig sein. Bei den Menschen ist es bekanntlich umgekehrt!

Mein Erzähler und ich waren ob diesen erbaulichen und interessanten Gesprächen mittlerweile auch zu den andern Abteilungen gekommen. Die Chronik wurde von Anfang an wieder aufgerollt. Ich wurde gründlich informiert über den Charakter, die Eltern, Großeltern und Urvorfahren, die hervorstechenden Merkmale, Tugenden und Untugenden von Vater- und Mutterseite her. Ich vernahm, warum die Bärin „Räthi“ das letzte Mal die Jungen aufgefressen habe, daß sie beim nächsten gleichen Delikt das Testament machen könne; ich erfuhr, wann und warum das „Gritli“ den Durchfall hatte und wie dieser vertrieben wurde; zu welcher Morgenstunde die „Ursula“ probiert habe, dem Wärter durch die Gitter hindurch „eins zu putzen“, sie habe halt diesen hinterlistigen Charakter von ihrer Mutter, der „Berna“ geerbt, diese wiederum habe eine Mutter gehabt, deren Vorfahren in den Karpathen wohnten, und einst an der Kette der Falltür aus dem Graben geflettet sei zum angstvollen Entsezen des Publikums, doch sei sie auf den Ruf des Wärters diesem folgsam wieder in den Stall nachgezottelt, und so weiter — und so weiter Die literarische Verwertung des langen Gespräches ergäbe ein ganzes Buch! Wir müssen es aber kürzer machen.

Die schönsten Genüsse erwarten uns beim rückwärtigen Graben, der sogenannten „Kinderstube“. Dort tummeln sich die fünf jungen Kerle, die letztes Jahr an Ostern zum erstenmal an die Öffentlichkeit traten. Genau genommen sind es zwei „Knaben“ und drei „Mädchen“, mit den Allüren und jugendlichen Törheiten schlingelhafter Buben. Mein Gewährsmann wußte auch schon ihre Namen, aber ich habe sie weiß Gott schon wieder vergessen. Nur der „Joggi“ ist mir im Gedächtnis haften geblieben.

Bei diesem Nachwuchs sind diverse „Sünden der Väter“ schon ziemlich wahrnehmbar. Als Nachkommen der grundverschiedenen „Niklaus“ und „Sami“ herrscht hier mitunter ein böser Zank und lautes Hallo. Das Motiv heißt: Futterneid! Etwas anderes kommt nicht in Frage, denn es gibt im Bärengraben keine Stellen, Aemter und Böschchen zu ergattern. Und für Eifersucht und Liebeschmerz sind die Fünf noch viel zu jung. Ihr Instinkt für Schlechtereien und Delikatessen ist erstaunlich gut entwidelt. Beim Brot haben sie mit vielen Menschen gemeinsam, ihm nicht apartig viel darnach zu fragen. Für einen Büschel Rübli kommen

sie schon eher in „Schwung“, besonders an regnerischen und daher heutearmen Tagen. Beim Zuder, ungerecht verteilt, fangen sie an zu knurren; das große Interesse für Biscuits, Orangen und besonders Feigen wird mit regelrechter wüster Zankerei und Brüllerei kundgetan. Den Siedepunkt des Egoismus rufen natürlich Käse, Milch und honighaltige Leckereien hervor. Wer einen „rassigen“ Kampf provozieren will, braucht also nur von lebendigsten Dingen in die Kinderstube zu werfen, möglichst parteisch — schwups durchzittert markenschüttendes Gebrüll das sonst friedliche Quartier, der „Spitzer“ im Haus nebenan fängt auch an zu bellen wie wild, was die zornbebende Kampfeslust im Graben bis zur Gluthitze entfacht. In solchen Momenten erscheint dann gewöhnlich der Wärter und verkündet, daß man keinen Käse füttern solle. Misbilligend schüttelt er sein Haupt darüber, daß es immer noch Leute gibt, die trotz der gemeinderätlichen Verordnung: „Es ist verboten, die Tiere zu reizen“ ic. ihren hellen Spaß an dieser Sache haben können. Kommt er dann in höchsteiner Person in die Abteilung, um die Papierfechen, die Resten und den Unrat fortzuwischen, dann entweichen die Bärlein flink wie der Teufel auf ihre Tanne, die von allen noch am besten erhalten ist. Dieses ungefährliche Verhältnis wird noch ein Jahr andauern. Aber dann sind die Tiere in einem Alter, wo sich die gefährliche Bestie zu entwideln beginnt und ihr vertrauter Freund es ratsamer findet, die Gesellschaft vorher sicher einzusperren. Besser ist besser! Der Prankenbieb der „Berna“, die vor zehn Jahren in Aarau im Festzug des eidgenössischen Schützenfestes mitwanderte, ist noch in deutlicher und schmerzlicher Erinnerung!

So haben mein gutinformierter Freund und ich einen ganzen Nachmittag am Bärengraben verplaudert. Man wird vielleicht einwenden, es sei schade für die vertrödelte Zeit. Gemach! Wer seine heiligste Freundschaft der stummen Kreatur schenkt, beweist damit, daß er nie einsam ist. Darin liegt eine tiefe Philosophie, geboren aus der bitteren Erkenntnis: „Seit ich die Menschen kennen lernte, liebe ich die Tiere.“

Rundschau.

Japans Pranke über China.

Möglicherweise wird man später einmal sagen, die japanische Rühnheit gegenüber China sei das beste Barometer für die gesteigerte Verwaltungsgefahr in Europa gewesen, und jeder Schritt nach vorwärts, den die Militaristen von Tokio getan, sei parallel mit einer ähnlichen Bewegung in Europa gekommen.

Was in unseren Betrachtungen über Japans Pläne öfters angenommen wurde, bewahrheitet sich: Nicht Russland ist das nächste Ziel, sondern die Unschädlichkeit des großen gelben Bruders. Die Gefahr eines Zweifrontenrieges gegen die Soviets und U. S. A. steht wohl am politischen Himmel, jedoch in weiterer Ferne als gewöhnlich behauptet wird. Die Berechnungen der Japaner sind sehr einfach und sehr richtig: Weder die Soviets noch Roosevelt sind willens, anzugreifen; sie können nicht oder wollen nicht. Sie würden sich nur in der Verteidigung schlagen, werden also nicht um Chinas willen Menschen und Material wagen. Ist aber China einmal zu Japan „übergegangen“, braucht auch Japan keinen Krieg mehr, oder wenn es ihn braucht, hat es ihn kaum zu fürchten; sofern es ihm gelingen sollte, dieses Menschen- und Materialreservoir für sich zu organisieren, wehe der ganzen Welt!

Es war vor Monaten die Rede davon, daß in Nordchina ein japanischer Parteidäger die Oberhand gewinnen könnte; heute weiß man, daß bereits ein

solcher existiert. Er heißt Huang Tu. Seines Titels ist er „Präsident der politischen Kommission von Nordchina“, sitzt in Peking, übt seinen maßgebenden Einfluß in den Provinzen nahe der großen Mauer aus, wird von den Japanern als „Befürworter einer politischen Stabilisierung“ im Reiche der Mitte und als „Führer des äußersten Kampfes gegen den Kommunismus“ ausgegeben und den andern Parteien als Retter angepriesen. Die andern Parteien sitzen zwar in der maßgeblichen Regierung von Nanjing, veranlassen von Zeit zu Zeit einen Protest im Völkerbund gegen neue japanische Uebergriffe, sind aber unterhöhlten. Von „chinesischen Napoleon“ z. B., von Tschiang Kai Schek sagen die Japaner, man wisse nicht, auf welche Seite er neige, ob auf die japanische oder amerikanisch-europäische. Ebenso wenig weiß die Welt über die Ausdehnung von „Sowjetchina“, obgleich hin und wieder Nachrichten über Regierungssiege in den Westen gelangen.

Das Programm der Japaner liegt klar zutage. China soll gezwungen werden, den Eisenbahnhafen mit dem Mandchukuo aufzunehmen. Da Nanjing dies ablehnen wird, geht sehr wahrscheinlich unter Mißachtung der Zentralregierung Huang Tu einen „provisorischen Vertrag“ mit dem neuen Kaisertum ein, und der erste Schritt zur Lösung des Nordens und zum Uebertritt ist getan. Der seiner Hilfsquellen beraubte Süden aber wird schließlich, von den Kommunisten bedrängt, nichts anderes mehr können, als die Hilfe Japans anzurufen.

In der vorletzten Woche nun ist Japan aus seiner Reserve herausgetreten. Es wurde der Welt presse eine Erklärung übergeben, welche nicht weniger als Japans Anspruch auf die Garantierung des Friedens in China, auf die Führung seiner Außenpolitik und auf die alleinige Befähigung, die China notwendigen Ziele zu fennen, herausläuft.

Der Wiederhall dieser Erklärung in England und Amerika, sowie in Moskau war ziemlich stark, aber niemand wird ernsthaft gegen Japan auftreten; der Völkerbund aber ist noch Lahmer als im letzten Jahre. Man fragt sich, ob die japanische Proklamation einen Zweck verfolge, oder ob die Amtsstelle, die den Lärm verursachte, ohne besondere Absicht handelte. Auf alle Fälle kann sich Japan einmal mehr davon überzeugen, daß es bei Wahrung genügender Vorsicht fast völlig freie Bahn in China habe.

Freie Bahn der Aufrüstung.

Mit der letzten französischen Antwort auf die englischen Vorschläge sind die Hoffnungen der Aufrüstungsfreunde beinahe auf Null gesunken. Frankreich hat sehr deutlich erklärt, daß es ohne Sicherheitsgarantien nicht in der Lage sei, sich irgendwelche Beschränkungen in seiner Bewaffnung aufzuerlegen, umso mehr als Deutschland unter Brechung des Versaillervertrages rüste; Betonung des französischen Friedenswillens folgt selbstverständlich; ebenso der Hinweis, man werde in Genf weiter verhandeln. Damit ist formell vermieden, was man vermeiden sollte: Die Spaltung der Konferenz; materiell aber ist alles zerstört, was von dieser Konferenz etwa noch erhofft werden könnte.

Ob die Herren in Genf nun überhaupt noch zusammen treten werden? Am 30. April erwartete man das Bureau, aber Henderson verschiebt wohlweislich den Zusammentritt; Zeit gewonnen, alles gewonnen! Die Zeit aber arbeitet diesmal für die deutsche Bewaffnung; der Gewinnende ist Mars; der hoffende Friedensengel läßt mehr und mehr die Flügel hängen. Wozu nochmals in Genf zusammentreten und schwanken? Besser wäre, die Völker erführen, daß es eine Aufrüstung nicht geben wird; vielleicht vermöchte die Größe der Gefahr sie aufzuschrecken, so daß sie noch im letzten Moment umkehren.

Aber nicht einmal das Eingeständnis dieses völligen Fiaskos wollen die Regierungen den Völkern machen; Mussolini und Macdonald spinnen neue Fäden, um die Formel für die gemeinsame Aufrüstung, „Aufrüstung“ genannt, den Franzosen zum Troß zu finden. Man wird also nochmals neue Vorschläge hören, neue Zahlen, neue Proportionen, und wer weiß, das große Blendungsinstrument wird doch noch montiert. Die aufgerüstete Aufrüstung!

Es lohnt sich, an diesem Schlußpunkt der Hoffnungen zu überlegen, warum wir dahin gekommen sind. Frankreich rüstete nicht ab, weil es den italienischen Faschismus einerseits, einen wachsenden deutschen Nationalismus anderseits feimen und groß werden sah. Es brach damit das im Versaillervertrag gegebene Aufrüstungsversprechen und bot den Gegnern jeden Vorwand, sich zu bewaffnen. Heute brechen die Deutschen den gleichen Vertrag aktiv, so wie ihn Frankreich passiv gebrochen. Wir sind so weit; der Vertrag ist tot; nur noch als Kriegsgrund wird er brauchbar sein; die Gegner rüsten ohne Hemmung. Diese Tatsache kann niemand mehr leugnen.

Dabei aber besteht das Paradoxon, daß erst mit der riesenhaft gewachsenen Drohung eines neuen Krieges, erst mit dem Vertragsbruch des Dritten Reiches eine festere Basis für tatsächliche Rüstungsbeschränkungen gegeben ist; jetzt erst werden die Mächte, welche den Frieden für sich wünschen, gezwungen sein, Frankreichs Grenzen zu garantieren, und erst jetzt, wenn wirklich England, vielleicht auch U. S. A. (und — Russland samt Polen?) diese Garantie übernehmen sollten, würde Frankreich in der Lage sein, Berlin eine proportionale Herabshraubung der Bestände und Waffen auf Gegenseitigkeit vorzuschlagen. Und damit wäre die Bresche in die allseitige Rüstungssteigerung geschlagen, und die rüdläufige Bewegung könnte beginnen.

Über selbstverständlich gehört zur Bereitschaft der Engländer und Amerikaner, Friedensgaranten à tout prix zu werden, ein Kurswechsel in London (Labourregierung), wachsendes amerikanisches Interesse am aufblühenden neuen Weltmarkt und die Möglichkeit, den kriegstreibenden Kräften den Kassenschlüssel aus den Händen zu reißen. Daß man in New York dank Johnson-Gesetz heute wieder den Franzosen, noch den Deutschen pumpet, daß man sogar anfängt, Wechsel dieser Länder zurückzuweisen, ist unter Umständen wichtiger als ein Aufrüstungsbeschuß.

Brandherde.

In Madrid herrscht Generalstreik, ausgelöst durch einen Streik des Verkehrspersonals, das gegen eine fascistische Jugendversammlung im Escorial protestierte; wie lange er dauert, welche Kreise er mitreißt, wird man sehen. Die Dinge treiben langsam zur Entscheidung; seit die Reaktion politisch Boden gewonnen, werden überall die Lohntarife der ersten Revolutionszeit sabotiert, die Arbeiter geraten in fiebernde Erregung, sozialistische und anarchistische Leiter vermögen sie nicht mehr zu zügeln. Der Gegner aber wartet auf den Moment, um à la Dollfuß Schluß zu machen mit dem „roten Spuk“ und den täglichen Bomben.

In Rumänien sind militärische und zivilistische Verschwörer gegen König Carol zu 10jähriger Haft verurteilt worden. Es schwelbt aber ein Rätsel über dieser Verschwörung, da ihr Haupt Precep als Freund Carols galt.

In Griechenland spricht man von der Militärdiktatur. In Riga demonstrieren die verbotenen Faschisten und lassen sich zu Hunderten verhaften: Propaganda der Tat! In Kopenhagen schlagen sich Matrosen mit der Polizei herum — ihnen ist Dänemark nicht rot genug — oder das Rot nicht tauglich. Sogar die ruhigsten Zentren sind — Brandherde!